

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

3 (16.2.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 3

Lörrach, 16. Februar 1930

7. Jahr

Kindliche Schaukraft

(A. S.)

Weißt Du noch, Adolf, wie bei Gewittern
Die Donner erklangen im Wiesental?
Wir fühlten das Haus und die Herzen zittern
Und schrien wie getroffen auf in den Strahl.
Krochen zum Licht in die dumpfe Stube,
Waren die Andern schon hingeweht —
Bet! sprach die Mutter, der kühnste Bube
Lass aus dem Buche das Wettergebet.

Da kam in die kindlichen Mute und Munde
Des alten Bundes geheime Gewalt,
Wir sahen Ihn ragen im wolkigen Grunde
Und sprachen, gebannt von Gottes Gestalt:
Licht ist Dein Kleid, das Du anhast, Du breitest
Den Mantel den Enden der Erde zu,
Und wenn Du über die Berge schreitest
So blitzt es vom Eisen an Deinem Schuh!

So stammelten wir. Die Wolken verzogen.
Es kam der Tag und die Sonne schien.
Wir wurden wacher, die Jahre flogen,
Wir schauten die Wetter, doch nimmer Ihn.
Nun sind wir reifer, ärmer, blinder,
Und hören das Wort des Herrn ergehn:
Wenn Ihr nicht werdet wie die Kinder,
So könnt Ihr Gott und sein Reich nicht sehn!

Aus: Urfula

Burte.

Preußens Aufgabe in Vergangenheit und Zukunft

Von Franz Schönberg.

Ich bin Rheinländer und also — nach verbreiteter Auffassung — ein Mißpreuße. Das trifft insofern zu, als das Rheinland nicht freiwillig zu Preußen gekommen ist. Es ist aber auch nicht im Eroberungswege an diesen Staat gelangt, vielmehr ihm von Großbritannien und Osterreich geradezu aufgedrängt worden. Bekannt ist die Äußerung eines Kölners im Jahre 1815: „Da hammer öbber in en ärm Jamillje erinjehrot.“ Sie kennzeichnet sehr treffend die Einstellung des an üppigen Lebensgenuß gewöhnten Rheinländers zum preussischen Staat und den seit der Besitzergreifung in das Land gelangten preussischen Beamten, den „Hunger-

leidern“. Der Athener mag ähnlich über den Spartaner geurteilt haben. Der verwöhnten rheinischen Erbin ist ihre nicht ganz standesgemäße Heirat mit dem armen preussischen Junker recht gut bekommen. Es hat eine Zeitlang gedauert, bis sie sich an seine spartanische Lebensweise und strenge Pflichtauffassung, vor allem aber auch an Gehorsam gegen seine eheherrlichen Anordnungen gewöhnte. Reibereien kamen vor und waren in den ersten Jahrzehnten sogar an der Tagesordnung. Der welsche Galan, dem der Preuße die Braut abgerungen und abgezwungen, sparte nicht mit Lockungen und Schmeichelworten. Zuweilen toskettierte sie auch mit ihm

ein wenig, mehr um den allzu trockenen Herrn und Gebieter zu ärgern und zu reizen, als um ein ernstliches Verhältnis anzubahnen. Preußen seinerseits ward niemals die Sorge ganz los, das Rheinland könne ihm die Treue brechen und sich in die bereit gehaltenen Arme Frankreichs stürzen. Dieses Mißtrauen wurde am Rhein als Kränkung empfunden. —

Erschwerend kam hinzu, daß die Ehe zwischen Preußen und dem Rheinlande in konfessioneller Beziehung eine Mischehe war und beide Gatten ihre kirchlichen Verpflichtungen ernst nahmen. Wenn auch der eine die abweichende Glaubensmeinung des andern tolerierte und achtete, so blieben doch beiderseitige Belehrungsversuche nicht aus. Die daraus erwachsende Mißstimmung wurde von der Geistlichkeit beider Bekenntnisse aufzuputzen versucht. Es kam zu mancherlei Szenen und heftigen Auftritten. Aber die Krise wurde immer wieder überwunden und das Zusammenleben der zunächst nur verstandesmäßig verbundenen Gatten gestaltete sich schließlich doch gefühlsmäßig warm und glücklich. Sehr viel trug dazu bei, daß Preußen das reiche Erbgut des Rheinlandes, das ihm als Mitgift zugefallen war, geradezu glänzend verwaltete und mit den ihm anvertrauten Pfunden wucherte. Man söhnte sich am Rhein mit dem preussischen Beamtentum aus, als man erkannte, daß diese „Hungerleider“ durch ihre zunächst unbegriffene Anspruchslosigkeit und Pflichttreue das rheinische Wirtschaftsleben in verhältnismäßig kurzer Zeit einer Hochblüte entgegenführten, wie sie seit dem Mittelalter nicht mehr erlebt worden war. In immer größerer Zahl traten auch geborene Rheinländer in die preussische Armee und preussische Verwaltung ein und eigneten sich den preussischen Geist an, der schließlich die ganze Bevölkerung durchsäuerte und ihr Denken und Fühlen umgestaltete. Heute sind die Rheinländer so gute Preußen wie die Bewohner der übrigen Landesteile. Sie haben auch ihrerseits auf den preussischen Staat und das preussische Wesen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Aus anfänglicher Antithese ist eine Synthese geworden.

Das trat offen zu Tage, als die Franzosen nach dem Versailler Frieden ihre Stellung als Besatzungsmacht mißbräuchlich auszunutzen versuchten, um das Rheinland vom preussischen Staate und dadurch auch vom deutschen Reiche loszureißen. Der äußere und innere Zusammenbruch und die anfängliche grenzenlose Verwirrung aller politischen Verhältnisse und Begriffe gab ihnen eine günstige Chance. Man wußte nicht, was jenseits des Rheines werden sollte und ob nicht die bolschewistische Sturmwelle sich hemmungslos über das gesamte nicht besetzte Deutschland ausbreiten und die Früchte einer tausendjährigen Kultur in ihren Fluten begraben und verschlammen würde. Nicht wenige sahen in der Fremdbesatzung den einzigen Schutzdamm gegen die heranahende Gefahr und erörterten die Frage, ob nicht gerade um Deutschlands willen die besetzten Gebiete sich zeitweilig von ihm lösen und dadurch die deutsche Kultur und deutsche Wirtschaft wenigstens in diesem Teile deutschen Landes erhalten und in die Zukunft hinüberretten sollten. Der preussische Staat, die Schöpfung seiner Könige, die nur durch die Kräfte erhalten werden konnte, die sie geschaffen hatten, schien infolge der Beseitigung der Monarchie rettungslos dem Untergang preisgegeben. Der dem König geleistete Treuschwur verpflichtete in den Augen vieler nicht mehr gegenüber dem durch die Beseitigung der Monarchie enthaupteten Staate. Noch einmal, zum letzten Mal, stiegen aus verborgenen Ge-

mütswinkeln die vielen fast schon abgestorbenen Ressentiments hoch, welche in vergangenen Jahrzehnten gegen das Preußentum und den preussischen Staat bestanden hatten. Aber sie vergingen schnell und ohne Spur zu hinterlassen, wie der Schaum, der sich über die erregten Meereswellen lagert und verschwindet, sobald sich der Sturm gelegt hat. In der größten Verwirrung und Gefahr haben sich Rheinländer und Preußentum wiedergefunden und sich gegenseitig einen so unwiderleglichen Beweis der Treue gegeben, daß damit auf beiden Seiten auch der letzte Rest von Argwohn und Mißtrauen zerstreut ist. Das Idealbild aber, das sich viele Rheinländer aus Erinnerung an napoleonische Zeiten von Frankreich gemacht hatten, ist durch die persönliche Bekanntschaft mit den westlichen Nachbarn und ihren Herrschafts- und Verwaltungsmethoden gründlich und für alle Zukunft zerstört worden. Die Franzosen ihrerseits kannten die Rheinländer nicht wieder, deren starke Hinneigung zu Frankreich für sie seit den Tagen der großen Revolution und des allgewaltigen Schlachtenkaisers als feststehend gegolten hatte und haben ihrer Enttäuschung und Verstimmung dem Verfasser gegenüber häufig in bitteren Worten Ausdruck verliehen. Sie griffen nicht fehl, wenn sie die Bevölkerung des preussischen Rheinlandes und darüber hinaus das gesamte Reichsdeutschentum als durch und durch verpreußt bezeichneten. Die preussische Prägung Reichsdeutschlands ist in der Tat unverkennbar.

Sie hat sich selbst den Elsaß-Lothringern in den wenigen Jahrzehnten ihrer Wiederzugehörigkeit mit dem Reiche merklich aufgedrückt. Sie mögen noch so oft den benachbarten Luxemburgern nachsprechen und nachsingen: „Wir wolle keen Preise sin“; die Franzosen selbst empfinden und bezeichnen die zurückgekehrten Brüder aus den beiden durch den Frankfurter Frieden abgetrennten Departements als mittlerweile rettungslos verpreußt.

Innerhalb der heutigen Reichsgrenzen treten die Bayern als die partikularistischen Vorkämpfer gegen den Einheitsstaatsgedanken und die zunehmende Verpreußung des Reiches auf. Aber auch sie sind längst nicht mehr die Alten. — Man braucht den heutigen Bayern nur einmal in Gedanken neben den Oesterreicher zu stellen, um klar zu erkennen, wie sehr auch er bereits den charakteristischen Typus des Reichsdeutschen, d. h. des verpreußten Deutschen angenommen hat.

Ist diese Verpreußung ein Glück oder ein Unglück für Reichsdeutschland gewesen? Im Auslande wird man geneigt sein, sie als ein Unglück zu betrachten. Vor allem in Frankreich wünscht man sich den deutschen Dichter und Träumer der klassischen Zeit von Weimar zurück, bedenkt aber nicht, was gerade Frankreich den unpolitischen Deutschen des 17. und 18. Jahrhunderts angetan hat. Man vergißt die Wahrheit des alten Satzes, daß Druck Gegenruck erzeugt, und daß sich mit geschichtlicher Notwendigkeit dem militärischen Vordringen Frankreichs über den Rhein ein nach französischem Muster geschaffener deutscher Militärstaat entgegenstellen mußte.

(Schluß folgt.)

„Urfula“

die erste Folge der hochdeutschen Gedichte von Hermann Burte erscheint in der zweiten Hälfte des Monats Februar 1930 im Verlage von H. Haessel Leipzig. Jede gute Buchhandlung liefert.

Vertriebene Deutsche

Prolog von Hermann Burte

vorgetragen vom Verfasser am Wohltätigkeitsabend des Frauenvereins und Männerhilfsvereins vom Roten Kreuz in Säckingen am 5. Februar 1930.

Einst verließen die Ahnen Deutschland; alle zu nähren
War es nicht mehr im Stand;
Ostwärts zogen sie hin über Steppen, Heiden und Föhren
Tief in das russische Land.
Dort, wo zum Schwarzen Meere die breiten bleiernen Wogen
Langsam die Wolga rollt,
Ganden sie Boden wieder und haben Furchen gezogen
Und eine Brache beschollt.
Deutsche geduldige Leute, voll Kraft und Willen zum Schaffen,
Bauten sie Heimat und Brot,
Rangen dem Boden ab einen Sieg mit friedlichen Waffen
Und überwandnen die Not,
Deutsche christliche Leute! Wenn Andern ererbter Glauben
Unter dem Unglück zergeht,
Hielten sie fest an Gott und ließen nimmer sich rauben:
Deutsches Lied und Gebet —
Und sie blühten empor im ständigen Wirken und Wehren,
Eine erlebte Schar,
Russischen Menschen ein Vorbild; in Gnaden und hohen Ehren
Hielt sie der herrschende Zar,
Bis er selber dahinsiel, und in den dumpfigen Massen
Herr ward ein anderer Geist,
Welcher die Schranken der Sitte zerschmeißt in Sieren und Hassen
Und Paradiese verheißt;
Welcher nicht Gott und Cäsar, Tribunen nicht und Erwählte
Und kein Eigentum kennt,
Sondern vom Zorne des Raim besessen, (den Neid zerquälte!)
Abel zu morden brennt:
„Sieh deinen Acker,“ so heischt er, „dein Haus, Vieh, Schiff und Wagen —
Alles ist Allen jetzt!
Wer es nicht spendet freiwillig, dem wird es genommen, erschlagen
Wird, wer sich widersetzt!
Weg mit den Kirchen und Kreuzen! Die Pfaffenbrut an die Mauern!“ —
Schrecken wütet am Ort —
Gott verraten? Nein! Niemals! Einst freie, fröhliche Bauern,
Ziehen als Bettler sie fort!
Irgendwo auf dem Erdball ist noch jungfräulichen Bodens
Unerbrochene Schicht:
Gott ist überall mit uns! Des Schwendens Bauens und Rodens
Mühsal scheuen wir nicht!
Und so wandern sie westwärts, zurück auf Wegen und Gleisen,
Welche der Ahne einst kam,
Weinend vor Freude, wenn wieder ihr Ohr die Laute und Weisen
Deutscher Munde vernahm!
Als das Vaterland grüßte! Es bot ihnen Essen und Lager
Mutter Germania!
Selber in Not und Leid, vom Kriege her krank und hager,
Stand sie den Fernen nah!
Denn es waren ja Kinder, aus ihrem Blut einst entsprungen,
Brüder und Schwestern in Not,
Und kaum war ihr Ruf nach Hilfe und Herberg erklingen,
Als auch das Reich sie bot,
Hindenburg mahnte und gab; wie er, so wollt Ihr ja Alle
Helfen so gut Ihr es könnt!
— Drückt auch die eigene Not! — Damit die Brosame falle,
Welche man Lazarus gönnt!
Und sie mögen erfahren, die Wandrer, neu sich befeelend,
Daß auch in dieser Frist,
Unter dem Joch und dem Fluch — Millionen der Seinen im Elend —
Deutschland sie nicht vergift!
Volk ohne Raum sind wir ja und Volk ohne Zeit im Getriebe,
Selbst in Schande und Pein,
Aber wir leben und hoffen: Ein Volk ohne Liebe
Werden wir niemals sein!

Burtes „Krist vor Gericht“

Eine kritische Auseinandersetzung

Hermann Burte las am 1. Februar im „Verein der Kunstfreunde“ in Müllheim sein neues Drama „Krist vor Gericht“ mit außerordentlicher Wirkung vor. In den „Markgräfler Nachrichten“ No. 33 bringt „Lucian“ eine sehr beachtenswerte Besprechung, die wir den Lesern des „M“ mit sieben Randbemerkungen ungekürzt abdrucken. D. M.

Burtes dramatische Szene „Krist vor Gericht“, mit der er kürzlich seine Zuhörer in der Festhalle zu Müllheim überraschte, gehört zu einer Serie von Einaktern, die irgend einen eigenartigen, dramatisch aufwühlenden Vorgang zum Gegenstand haben und von denen je zwei etwa einen Theaterabend füllen sollen. Die Skizze ist nicht als Lesedrama, sondern für die Bühne gedacht — offenbar geplant als ein Ueberfall auf den modernen Menschen, vor dem Burte hier als Herold und Vorkämpfer¹⁾ der positivgläubig geschauten Christus-Figur auftritt.

1) als Gehalter einer geschichtlichen und geistigen Tatsache.

Burte als Prediger in der Wüste. Aber er tritt nicht in härenem Gewand auf, so hären auch das Gewand der Leute ist, die er auftreten läßt. Er will die biblischen Geschehnisse „vermenschlichen“, allerdings nicht indem er etwa wie Gerhard Hauptmann in seinem „Narr in Christo Emanuel Quint“ als unser Zeitgenosse die Geschichte des Heilands von neuem an sich erlebt und Christi Lehre „in inneres Sein“ verwandelt. Er lehnt auch eine Vermenschlichung etwa Emil Ludwig'scher Prägung weit von sich ab, sein „Krist“ ist keineswegs dessen Menschensohn — man kennt ja die Einstellung unseres heimischen Dichters — sondern der Wundertäter, der gewaltige Menschenbeherrscher, der auch über seine Leibesgestalt jederzeit verfügende allmächtige Gott; zum Schluß, als dieses kleine Menschenspiel seinen großen Sinn erfüllt hat, macht Burtes Krist wie ein *deus ex machina*²⁾ der Szene ein Ende und geht als Schemen mitten durch die Gestalten der Wächter hindurch aus dem Gerichtsgebäude.

2) Unabhängige Augenzeugen berichten die Tatsache, daß Er mitten durch sie hinwegging.

Christus vor einem modernen Schöffengericht mit Vorsitzendem, Staatsanwalt, Schöffen, Gerichtsdienner, Gendarmen, Sachverständigen, Zeugen. Die Gerichtspersonen sind von dieser Welt, die Zeugen erscheinen aus der biblischen Geschichte: Simon Petrus, Maria Magdalena, der Krüppel, der Wirt von Kana, ein Wechsler aus dem Tempel zu Jerusalem, der Bruder Jesu usw. Sie erscheinen alle im Gewand unserer Zeit. Und sie gebärden sich wie Menschen unserer Zeit. Burte wirkt bewußt durch den Anachronismus (Fehler gegen die Zeitrechnung). Aber das ist schließlich sein gutes dichterisches

Recht. Ein Recht, das von jeher Predigern und Künstlern zugebilligt wurde. Wenn Burtes großer Landsmann Abraham a Santa Clara in „Judas der Erzschelm“ seinen Pilatus an Christus die Frage stellen läßt:

Bist du ein König der Juden? Du hast weder Land noch Pfand, du hast weder Güter noch Hüter, du hast weder Gesandten noch Trabanten, du hast weder Kron noch Thron, du bist ein armer Tropf. Man kennt gewiß deinen Vater nit? welcher nichts als Bretter gehoblet, und wann er noch so viel Leitern hätte gemacht, so ist er dennoch nit hochgestiegen, sondern ein Zimmermann verblieben. Wie kann es dann seyn, daß dir solche königliche Concept einfallen? usw.

so ist das derselbe Anachronismus, dessen sich Burte schuldig macht. Und sind nicht fast alle unsere Vorstellungen von dem Aussehen der Personen um Jesu Anachronismen? Lezten Endes führen wir sie alle auf die Künstler zurück, die sie in ihren Bildern zum Gegenstand gemacht haben. Und besinnen wir uns, so sind es sogar nur ein paar Künstler, deren Linien sich in uns festlegten. Der Durchschnittsmensch wird feststellen können, daß seine biblischen Gesichter und Gestalten denen der Schnorr v. Carolsfeld, Ritter v. Fühlich, Doré usw. täuschend ähnlich sehen; viele haben ihre Anschauungsweise lediglich aus ihrer kleinen biblischen Geschichte beibehalten, deren Vorbildung sich ihnen in den Kinderjahren unauslöschlich einprägte. Gegen dieses Beharrungsvermögen, das sich bei vielen in Gleichgültigkeit gewandelt hat, geht Burte an. Das was einem Dürer, einem Gebhardt oder Uhde zugestanden wurde, die unbekümmert die Personen der Heilsgeschichte in ihre Gegenwart hineinsetzten, muß füglich auch Burte zugestanden werden. Die verschneite Landschaft von Bethlehem liegt dem deutschen Gemüt immer noch näher als eine tatsächliche Refrektion des wahren Bethlehems.

Burte will seinen lieben Mitchristen mit Ueberaschung beikommen, die nicht weit von Bluff³⁾ entfernt ist. Er hält auch das Lachen für eine gute Gabe Gottes, die bald nach Gebet und innerer Versenkung kommt. Wie die Heilsarmee durch muntere Weisen zu ernstem Text hinzuführen sucht, so versucht Burte mit kräftigen Farben die matten Blicke wieder hinzuführen auf den „Krist“ und etwas wiederzugeben von dem gewaltigen Eindruck, der von Jenem ausging. Er will interessieren, packen, aufrütteln. Die Munterkeit, die in jedem anachronistischen Gedanken — in jeder zeitverschiedenen Zu-

3) Verblüfft sind nur Abhängige! Nichts steht so unwahrscheinlich aus wie die Wahrheit!

sammenstellung — liegt, nutzt er bewußt und strupellos aus. Erscheint beispielsweise Jesu Bruder als Zeuge, so tritt er als Hamburger Zimmermann auf, und ich sehe schon die noch strupelloseren Berliner Regisseure, die ihm auf das Felleisen statt des üblichen „Altona a. d. Elbe“ „Jerusalem“ oder dergleichen schreiben. Wenn dieser Zeuge dann auf die Frage „Wie alt ist Ihr Bruder?“ antwortet: am 25. Dezember wird er 34 Jahre alt, so wird der Zuschauer wieder nicht recht wissen, ob er lachen oder ernst bleiben soll. Wenn neben dem mit Robe und Barett angetanen Richter und Staatsanwalt Petrus im Südwesten erscheint, der Wirt von Rona sein Sprüchlein sagt, Maria Magdalena als Sittenmädchen der Großstadt auftritt, frisch der Dreigroschenoper entsprungen⁴⁾ usw., dann geht man noch allensfalls mit. Es gibt aber noch heillere Dinge. So sehr sich Burte an den biblischen Text hält, so seltsam scheint doch vieles in der von ihm gewählten falschen zeitlichen Zusammenstellung verschoben. Wenn Staatsanwalt und Sachverständiger, umgürtet mit dem modernen Rüstzeug der Wissenschaft, die inneren Triebe Jesu zerpflücken, wenn die Psychoanalyse herangezogen und seine Handlungen an den schimpflichsten Paragraphen des Strafgesetzbuches gemessen werden⁵⁾, so will der fromme Zuhörer nicht mehr recht mit und es wird Burte von dieser Seite nicht der Vorwurf der Blasphemie erspart bleiben.

4) Sie wurde als Figur erschaut, die die aufgetriebene neue Dreigroschenoper erschien!

5) so beweist die Psychoanalyse als „Wissenschaft“ des Unsterblichen nur ihre Unfähigkeit, eine Gestalt wie den Geist zu gerühmen!

Burte wird diesem Vorwurf — soweit er ihm persönlich zugebracht wäre — seine lautere Absicht entgegenhalten. Und er wird ihm entgegenhalten die tiefe Ehrfurcht, die er der Person Christi dadurch entgegengebracht, daß er ihn in diesem Spiel, in dem es um die Gewinnung von Seelen geht, nicht sichtbar auftreten läßt. Das ist sehr geschickt gemacht. Auf der Bühne wird nur über Jesu und seine Lehre gesprochen, werden die Zeugen vernommen, werden nur Reflexe sichtbar: heller Schein, der von ihm ausgeht, seine bestimmende Wirkung

auf die Menschen, ein Wunder, das an einem der Handelnden geschieht.

Burte wird ferner geltend machen, daß in einer Zeit, wo alle Welt die Bühne zur Tribüne ihrer Anschauungen, ihrer umstürzlerischen irreligiösen Ideen gemacht hat, auch dem positiv Gläubigen das Recht zustehen muß, auf diesem modernen Forum seine Ideen auszurufen⁶⁾. Und da es auf andere Art kaum mehr möglich ist an den modernen Menschen heranzukommen, als durch moderne Mittel, ging auch er unter die Rufer, mischte sich unter Heiden und öffentliche Sünder . . .

6) Darzustellen, nicht aufzurufen! Das Wunder ist stumm!

Und er wird dem Vorwurf schließlich als stärkstes Argument die Wirkung seines Werkes entgegenhalten können — den Erfolg, den es schon nach einer Vorlesung hatte und den es zweifellos weit tiefer noch nach der Aufführung haben wird. Und dieser Erfolg ist Erschütterung. Innerer Aufruhr, gewaltige Erschütterung, wenn der armselige Krüppel, als Zeuge aufgerufen, plötzlich auf gesunden Beinen stehend im Türrahmen erscheint, wenn Maria Magdalena, eben noch Dirne, als innerlich völlig Gewandelte auftritt. Aus Scherz, Ironie und Satire wächst da plötzlich das Heilsdrama hervor, ein Strahl des Göttlichen fällt in diesen menschlichen, allzumenschlichen Gerichtssaal, die Erlösungsgeschichte ist wieder lebendig geworden, und der eben noch vor den Kopf geschlagene fromme Zuhörer steht frohlockend vor der Tatsache: den Geist, das Licht, die Sonne vernichten sie doch nicht!

Ein Stück, vor dem der Zuschauer wie ein Fragezeichen sitzt. Ein Stück, in dem die SS gestürzt und zu Fragezeichen gewandelt werden. Fragezeichen, mit denen gefüllt die Theaterbesucher von dannen gehen. Ein Stück zum Nachdenken, ein Stück zum Streiten, ein Stück zum Erregen. Ein Stück wie Burte es gewollt.⁷⁾

7) Und gekannt!

Lucian.

Hindenburg

Unter dieser Ueberschrift macht der bekannte deutsch-nationale Reichstagsabgeordnete Dr. von Dryander in der „Deutschen Tageszeitung“ folgende beachtliche Ausführungen:

Die Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit Hindenburgs ist in letzter Zeit wiederholt in unerfreulichster Form in den Tagesstreit gezogen worden. Einem nationalsozialistischen Abgeordneten, der sich dabei hervortat, hat der deutsch-nationale Fraktionsvorsitzende Dr. Oberfohren in seiner Oldenburger Rede die gebührende Antwort erteilt. Immerhin liegt nahe, einmal zu prüfen, was das deutsche Volk an seinem Reichspräsidenten hat.

Seine Wahl geht auf Deutsch-nationale zurück, Mitglieder unserer Landtagsfraktion führen spontan nach Hannover; sie

baten den 78 Jährigen, den ungeheuern Opfern, die er vor und nach der Revolution dem deutschen Volke gebracht hatte, das Opfer der Präsidentschaftskandidatur hinzuzufügen. Daß er dieser Bitte entsprach, begründet die besondere Dankespflicht, die die Deutsch-nationalen neben der Dankeschuld des Gesamtvolkes an die Person des Reichspräsidenten knüpft.

Es hieß den konservativen Männern, die Träger jener Bitte waren, Unrecht tun, wollte man behaupten, der Wunsch habe lediglich der ungeheuren Zugkraft des Namens Hindenburg und ihrer zahlenmäßigen Auswirkung seine Entstehung verdankt. Maßgeblich war doch auch der staatspolitische Gedanke, dem deutschen Volke ein Oberhaupt zu geben, dessen weltgeschichtlicher Name und dessen persönliche Würde auf die Position des Reiches ganz von selbst zurückwirken mußte. Fremde Diplomaten haben immer wieder bezeugt, daß kein zweiter Staat annähernd so großartig und eindrucksvoll

ft sind unangenehm ist Recht ist die die

repräsentiert werde, wie das ohnmächtige Deutschland in der Person Hindenburgs.

Gegenüber solchen Erwägungen traten wie von selbst die Bedenken zurück, die man hier und da auch in unseren Kreisen gegen die Kandidatur erhob. Die Tage eines 80-Jährigen, sagten manche, liegen in Gottes Hand; seine Kraft ist begrenzt. Ist es richtig, den nationalen Heros in so hohem Alter der Atmosphäre eines Wahlkampfes auszusetzen? Seine Größe ruht in den unpolitischen Tugenden des Feldherrn, in der Höhe einer reinen, über alles Kleine erhabenen, echt christlichen Persönlichkeit. Sie beruht in der großartigen Selbstverständlichkeit, mit der er, des Kaisers treuester Diener, sich nach dem Zusammenbruch seinem ertrinkenden Volk zur Verfügung gestellt hat. Wird er dem politischen Treiben gewachsen sein? Ist für absehbare Zeit nicht jeder Reichspräsident, auch der kraftvollste, gezwungen, Entscheidungen mit seinem Namen zu decken, die der deutsche Mann nur ungern mit dem Namen Hindenburg verknüpft? Wird die Reichspräsidentschaft nicht Ansprüche stellen, die das strahlende Bild des Nationalhelden gegenüber lebenden und kommenden Geschlechtern verdunkeln könnten?

Es ist der Vorteil, aber auch die Schwäche der deutschen Rechtskreise, daß ihre Gefolgschaft sehr stimmungsmäßig orientiert ist, — stimmungsmäßiger als solche, die in langjähriger Opposition gegen den alten Staat politische Fragen fähler zu behandeln gelernt haben. Die Begeisterung für die Wahl des heißgeliebten Feldherrn verscheuchte die Bedenken. Der Wahltag wie der des Einzugs in Berlin gehören zu den hoffnungsfrohesten der Nachrevolutionzeit. Mir persönlich stehen aus etwas späterer Zeit eine sudetendeutsche Versammlung und die großartige Feier des 80. Geburtstages in Saarbrücken vor Augen als unvergeßliche Erinnerung, wie belebend die Wahl auch auf unter Fremdherrschaft lebende Deutsche gewirkt hat.

Tatsächlich waren alle diese Stimmungen doch — bewußt oder unbewußt — mit sehr realpolitischen Erwägungen verknüpft. Es waren letzten Endes konservative Gedankengänge, auf Grund deren die Weimarer Verfassung dem hyperdemokratischen Reichstag den kraft eigenen Rechts auf sieben Jahre gewählten Reichspräsidenten gegenüberstellte. Es war der konservative Gedanke der starken überparteilichen Staatsgewalt, der sich bei Hindenburgs Wahl gegenüber der widerwärtigen „Parteiisierung“ aller Lebensverhältnisse mit geradezu spontaner Wucht durchsetzte. Konservative Auffassung schließt jede Ueberspannung des Parteibegriffs aus. Daß Hindenburg kein Parteimann war, daß er wie kein zweiter den Staatsgedanken verkörperte, daß über die kläglichen Parteischranken hinweg in seiner Person sich allerweiteste Kreise zusammensanden, das war die realpolitische und zugleich sehr konservative Erwägung, die z. B. Tausende und Abertausende von rheinischen Zentrumswählern veranlaßt hat, nicht dem damals sehr populären Zentrumsführer Marx, sondern dem Feldmarschall ihre Stimme zu geben.

Kein Zweifel, Hindenburg hat dieser Erwartung in vollendetem Maße entsprochen. Daß er Auge in Auge mit der sozialdemokratischen Fraktion, die sich zu diesem Fest mit roten Nelken geschmückt hatte, den Verfassungseid leistete, war ein Akt von geschichtlicher Bedeutung. Ich persönlich, der ich die Konflikte der Eidesfrage zur Genüge kenne, mache kein Hehl, daß diese Stunde für die Einstellung sehr vieler

von uns von großer Bedeutung geworden ist. Wenn Hindenburg, dessen Treue keinen Zweifel zuließ, den Verfassungseid leistete, bedeutete dies einen Strich unter die Konflikte Bester des alten Beamtentums, es bedeutete einen Appell an Alle, die guten Willens sind, zur Mitarbeit am Bau des neuen Deutschen Reiches. Ich weiß nicht ob alle, die Hindenburgs Wahl begeistert feierten, sich der historischen Bedeutung dieser Stunde bewußt gewesen sind. Die Bedeutung bestand darin, daß — bei voller Wahrung unserer Treue gegen die Vergangenheit, deren Kräfte der Zukunft dienstbar zu machen gerade unsere Aufgabe bleibt, — doch alle retrospektiven Erwägungen zurücktraten gegenüber der großen, alle Kräfte spannenden Aufgabe, die dem Geschlecht von heute gestellt ist, und bei deren Lösung insbesondere die Träger der historischen Tradition hohe Aufgaben zu erfüllen haben. Daß die überwältigende Mehrheit des Volkes heute der Persönlichkeit des Kriegshelden, des Exponenten des Kaiserreichs Vertrauen und Ehrerbietung entgegenbringt, ist ein Erfolg, dessen Tragweite erst eine objektiver urteilende Zukunft würdigen wird.

Von größter Bedeutung wurde jener Tag für die Entwicklung der Reichswehr. Unter den Deutschnationalen, die ich hier zitieren könnte, stehen die früheren Reichstagsabgeordneten Großadmiral von Tirpitz und General Graf Schulenburg (im Kriege Chef des Stabes der Heeresgruppe Kronprinz) im Vordergrund. Vielleicht, daß der Historiker der Zukunft gerade diesem Fragenkomplex den vornehmsten Platz bei der Würdigung der Reichspräsidentschaft Hindenburgs einräumen wird. Aber auch sonst hat er mit vollendetem Instinkt seiner hohen Aufgabe als Zusammenfasser der Kräfte Deutschlands gebient. Ich verweise auf das klassisch gewordene Wort Hindenburgs als des großen Mahners zur Einheit und zur Arbeit an der Rettung Deutschlands, mit dem der Reichs-Landbund-Präsident Dr. Schiele eine seiner letzten Reden schloß.

Ein Reichspräsident unterliegt der zeitgenössischen und der künftigen Kritik. Wer wollte leugnen, daß viele von uns auf stärkeren Einsatz seiner auch heute recht erheblichen Machtbefugnisse gehofft haben? Wer wünschte nicht, daß er — bei den Lebensfragen unserer Existenz, um die es sich heute handelt, — sein Wirken noch mit einem stärkeren Einsatz krönte? Alles Fragen, die viele von uns ständig bewegen! Die Deutschnationalen stellen sie selbstverständlich auch der Gewissensfrage gegenüber, ob die deutschnationale Politik ihm solchen Einsatz immer so erleichtert hat, wie es unserer konservativen Aufgabe am heutigen deutschen Staat entsprach.

Ueber allen diesen Fragen steht, was ein schlichter Mann mir gegenüber in die etwas übertriebenen Worte faßte: „Unsere Jugend wächst ohne begeisternde Momente heran. Sie kennt kein mächtiges Vaterland. Sie sieht statt der großen, zusammenschaffenden Kaiseridee den widerwärtigen Kampf der Parteien. Das große moralische Aktivum heißt: Hindenburg! Man hüte sich, dies Aktivum zu zerstören.“ Auch diejenigen, die stärkere Wirkungen von ihm wünschten, werden sich einigen in dem Gefühl tiefster Ehrfurcht vor der menschlichen und geschichtlichen Größe, die die Person Hindenburgs verkörpert, in dem Bewußtsein, daß ohne solche Ehrfurcht weder konservatives, noch geschichtliches, noch christliches Denken möglich ist, und in der Fruchtbarmachung solcher moralischer Faktoren nicht zum wenigsten die innere Erneuerung und der äußere Aufstieg unseres Volkes beruht.

Göth von Berlichingen

Bei trüber Ampel sieht ein Ritter
Und liest die Schrift im alten Buche,
Groß irrt sein Blick durchs Fenstergitter,
Als ob er Licht im Dunkel suche.

Göth hört den Wind im Burgwald rauschen,
Fern glüht im Land das Morgenrot,
Da springt er auf, ins Tal zu lauschen,
Als ahne er Gefahr, die droht.

Jäh schellt ein Horn vom Turm herunter,
Der Feind hält rings mit Mann und Rossen,
Sein Weckruf macht das Burgvolk munter,
Kartaunen ballern mit Geschossen
Das graue Mauerwerk zusammen,
Da schnallt sich Göth die Erzfaust an
Und lacht: „Laßt nur den Landsknecht rammen,
Haut ihm das Maul voll Blut und Zahn!“

Vom Rapphengst rollt Herr Truchß die Augen,
Sein Fähnlein formt zum Sturm die Haufen,
„Die Trummen,“ schreit er, „sollen pauken!“

Das Ratbsfell dröhnt, die Kerle laufen,
Schon lehnen Leitern an der Mauer,
Als auf den Helm der Kolben kracht,
Gewehrblei rauscht wie Hagelschauer,
Da flieht der Feind — Göth schaut und lacht.

Stolz trabt ein Herold vor die Pforte,
In Pracht und Tracht mit Puff und Feszen,
Fanfare tönt vor seinem Worte:

„Beugt euch dem Reich und den Gesezen,
Die ihr im Troß wie Rosß verhöhnt habt!
Ergebt euch, Göth, vor dieser Macht,
Daß ihr die Schuld in Huld versöhnt habt!
Sonst wirft das Reich euch in die Aht!“

Wild wettet Göth zu seinen Knechten:
„Liegt nicht das Reich fast wie zerschlagen?
Wer fragt im Land heut noch nach Rechten?
Der Kaiser? — hat kein Wort zu sagen!
Die Stände? — rausen sich die Haare!
Koh herrscht der Geldsack in der Welt!
Das Kreuz zerbricht! Wer weiß das Wahre?
So leb ich ganz auf mich gestellt!“

Der Herrgott hilft nur den Gewalten,
Die sich im Kampf als Macht erweisen,
Der Schwächling wird zum Narrn gehalten!
Mein Wort ist frei, und kalt mein Eisen!“
Der Herold bläst — Göth ballt die Rechte:
„Drum könnt ihr mich . . .“ Wer ahnt nicht was?
Der Sprecher flucht im Spott der Knechte,
Ein Fenster klirrt und splittert Glas.

Nun will Herr Truchß mit Arglist siegen,
Er läßt ins Schloß den Hunger schleichen,
Bis die Belagerten erliegen
Und vor dem Schimpf wie Schatten weichen.
Was hat Herr Truchß als Lohn empfangen?
Ein rotes Röcklein ohne Reid!
Was traf Herrn Göth, fragt ihr voll Bangen?
Gefängnis und Unsterblichkeit!

Wer hört im Land sein Lob nicht klingen,
Die Spahen pfeifens von den Dächern,
Das Schelmenstück vom Berlichingen!
Seht euch im Kreis bei vollen Bechern
Und lernt im Klang der alten Weisen,
Wie deutsch Ihr Mann vor Gott sein sollt:
Mit Wort und Faust wie Erz und Eisen
Und einem Herzen treu wie Gold!

Heidelberg

Urban Greif

Aus dem Balladenbuch: „Deutsche Ahnenbilder“

Sturmgelächter

Das Münster ragte im nächtlichen Sturm,
Es bebte vom Grundstein bis in den Turm.

Da brauste im Bau der böse Geist,
Der sich nur ergöht, wenn er niederreißt.

Das Quädevolk schrie: „Die Last drückt zu schwer,
Wir wollen hinauf, wir dienen nicht mehr!“

Das Zierwerk unter der Kreuzblume schwieg,
Im Herkommen sah es Gewähr für den Sieg!

Da ging aus den Fugen der untere Stein,
Das herrliche Münster brach donnernd ein.

Der Teufel hat grell auf den Trümmern gelacht,
Denn keiner hat an's Sacrament gedacht.

Heidelberg

Urban Greif

Ein Hohn auf jedes gesunde Rechtsempfinden!

Die Schutzlosigkeit Kaiser Wilhelms II.
gegen Beleidigungen und Verleumdungen.

Vom Deutschen Offizier-Bund wird uns geschrieben:

Die völlige Geistesverwirrung des heutigen Systems wird wieder einmal grell beleuchtet durch die unglaubliche Nachricht, daß der Oberstaatsanwalt Köhler nach seinen eigenen durch das „Berliner Tageblatt“ verbreiteten Worten „das Verfahren eingestellt habe, das der frühere Kaiser gegen die „Morgenpost“ wegen des Vorwurfs der Korruption beantragt habe, weil der Anzeigende eine Privatperson sei.“ Als Gegenstück führt der Oberstaatsanwalt u. a. jedoch an, daß er eingeschritten sei, als das „Deutsche Adelsblatt“ Arnold Zweig einen asiatischen Schmutzfinken nannte.

Wir stellen hiernach fest:

1. Der ungeheuerliche in dem beklagten Artikel der „Morgenpost“ enthaltene Vorwurf, daß reinstes materielles Interesse den Kaiser an Krupp gebunden habe und dadurch die Armee mit einem minderwertigen Geschütz ins Feld gerückt sei, entbehrt nach der Ansicht des Oberstaatsanwalts des öffentlichen Interesses.

2. Die Tatsache, daß in dem beklagten Artikel die Person des Mannes in gemeinster Weise verunglimpft und verleumdet wird, der 30 Jahre hindurch die deutsche Kaiserkrone getragen hat, gibt dem Oberstaatsanwalt nicht die Gelegenheit zum Eingreifen.

Dagegen hielt er sich sofort zum Einschreiten mit allen Machtmitteln des Staates für verpflichtet, als der Verfasser eines bedeutungslosen Machwerks in formaler Weise beleidigt wurde.

Der Deutsche Offizier-Bund kann in einem derartigen Verfahren nur einen Hohn auf eine geordnete Rechtspflege erblicken und sieht sich daher veranlaßt, diese Anschauungsweise in aller Oeffentlichkeit als dem primitivsten Rechtsempfinden zuwiderlaufend zu brandmarken.

(Kreuzzeitung)

Was sie anno 1919 sprachen — und was sie 1930 tun!

Dem Reichstag, insbesondere den Fraktionen der derzeitigen Koalitionsparteien, seien für die Verhandlungen der Haager Tributverträge die nachfolgenden Worte ins Gedächtnis gerufen, die in den Sitzungen der Nationalversammlung am 12. Mai und am 22. Juni 1919 von den Vertretern der heutigen Regierungsparteien gesprochen wurden. Es erklärten damals:

Der derzeitige Reichskanzler Hermann Müller:

„Es gibt nichts Schlimmeres als finanzielle Fesslungen und wirtschaftliche Bindungen, die nicht erfüllt werden können. Ein Vertrag, der unerfüllbar ist, ist für uns unannehmbar. Was soll denn im Innern werden, wenn ein solcher Vertrag Gesetz würde? Ich frage vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus: Wo soll noch Geld herkommen zur Fortsicherung der deutschen Sozialpolitik? Man versuche nicht, uns vertragliche Leistungen aufzuerlegen, die einfach über unsere Kraft gehen! Wir würden damit zur Zweideutigkeit und Lüge gezwungen. Das darf nicht sein. Wir müssen uns dagegen wehren im Interesse des Rufes unserer jungen Republik. Gerade weil wir ehrliche Demokraten und ehrliche Republikaner sind, dürfen wir es mit unserer Unterschrift nicht so leicht nehmen! Der Vertrag ist entscheidend über die Zukunft, wenn nicht über die Existenz des deutschen Volkes. Deshalb sind wir der Meinung, daß, wenn das Parlament entschieden hat, auch noch an das Volk appelliert werden muß! In einer Zeit, in der selbst die kleinsten Nationen zu selbständigem Leben erweckt werden, in einer solchen Zeit läßt sich das deutsche Volk nicht zur ewigen Sklaverei verurteilen. Das mag sich Europa merken!“

Abg. Kahl im Namen der Deutschen Volkspartei:

„Wir sind felsenfest überzeugt, daß man Entschlüsse nicht bloß einem Augenblick gegenüber und für das lebende Geschlecht fassen darf, daß man nicht um einer vielleicht augenblicks erträglicheren Lage Deutschlands Zukunft etwas vergeben darf! Wir lehnen ab, weil wir anderenfalls an uns selbst zu Lügnern werden müßten; denn der Vertrag ist unerfüllbar. Ich selbst glaube, daß, wenn heute angenommen wird, dies im ersten Augenblick eine Art von Erleichterung, von Entspannung auslösen wird. Aber glauben Sie mir das eine: dem ersten Gefühl der Erleichterung wird sehr bald ein trauriges Erwachen folgen, die Erkenntnis, daß man sich lieber kürzeren schwereren Leiden unterzogen hätte, als lang andauernden, auf Jahrzehnte hinaus berechneten Qualen. Ich rufe die Volksgenossen im Lande an und bitte: stärkt eure Abgeordneten und übt euren Einfluß auf sie aus, daß sie ablehnen!“

Abg. Gröber im Namen des Zentrums:

„Wenn mit diesem Vertrag ernst gemacht werden soll, wenn also die Befriedigung der Feinde der Leistung innerer

Wort für Wort aller dieser feierlichen Sätze, die im Jahre 1919 gegen den Versailler Vertrag gesprochen wurden, ist heute anwendbar gegen den Haager Plan. Aber unendlich viel leichter als damals ist es heute, zu diesen Worten zu stehen! Denn heute handelt es sich nicht, wie damals, um ein Diktat, dessen Annahme schließlich mit Gewalt erzwungen wurde, sondern der Haager Plan wird uns zugemutet zur völlig freiwilligen Unterzeichnung. Diejenigen also, die damals die obigen Erklärungen abgaben oder abgeben ließen, sind heute völlig frei in ihrem Willen, nunmehr ihr Wort zu halten oder es zu brechen!

Verpflichtungen vorgehen soll, dann ist einfach der Bankrott von Reich und sämtlichen Einzelstaaten erzwungen. Während die übrigen Friedensbedingungen sich gegen den Staat, gegen die organisierte Gesamtheit des Volkes wenden, lehnen sich die wirtschaftlichen Bedingungen gegen jeden einzelnen Volksgenossen, gegen jeden deutschen Staatsangehörigen. Der Wirtschaftskrieg, von dem man doch annehmen sollte, daß er mit einem Friedensvertrag sein Ende erreicht hat, wird mit neuen Mitteln fortgesetzt. Eine solche Grausamkeit und Ungerechtigkeit hat die Welt noch nicht erlebt; eine solche Ungerechtigkeit und Grausamkeit sollen wir noch durch unsere Zustimmung genehmigen. Das wird niemand von uns erwarten können!“

Abg. Hausmann im Namen der Demokraten:

„Besonders verlegend ist, daß die Gewalt sich den Mantel des Rechts umhängen will. Man will Beute machen in der Form des Rechts. Um diesen Schein des Rechts möglich zu machen, ist nur eines nötig, was sie nicht haben: unsere Anerkennung des Vertrags, damit sie behaupten können, er sei ein Recht. Wir sind wehrlos, aber nicht willenlos. Wir können und müssen erklären, und ich erkläre es namens meiner Freunde, daß wir den Vertrag ablehnen. Es gibt nichts Schlimmeres als eine Selbstauflegung des Jochs. . . Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins; ich erkläre und beteuere der Welt und Nachwelt, daß ich die warnenden Begebenheiten alter und neuer Zeit, die weisen Lehren der Geschichte, die edlen Beispiele berühmter Völker nicht in dem Taumel der Angst unserer Tage vergeße und die Weltgeschichte hingebe für das Blatt einer lügenhaften Zeitung!“

Abg. Frau Schuch im Namen der Sozialdemokraten:

„Uns ist ein Vertrag vorgelegt worden, der uns jede Hoffnung nimmt, daß wir in harter ehrlicher Arbeit noch einmal unseren Kindern ein Leben ermöglichen, das besser ist als das unsere. Um unserer Kinder willen ist dieser Vertrag für uns unannehmbar. Gerade wir Frauen tragen eine furchtbare Verantwortung. Denn jede einzelne Mutter hat für die Zukunft ihrer Kinder einzustehen. Wir leben in unseren Kindern, aber weil es so ist, darum wollen wir, daß sie ein freies Leben haben. Um ihretwillen müssen wir den Vertrag ablehnen. Es ist nicht leicht. Aber es ist das, was wir unseren Kindern schuldig sind!“